



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Aus meinem Tagebuche.

---

So dachte und handelte gegen uns ein Protestant; und sicherlich steht er mit dieser seiner edlen Gesinnung nicht allein da. Viele andere würden ähnlich denken und handeln, sobald sie Gelegenheit fänden, uns näher kennen zu lernen. Beruht doch ein großer Teil der Differenzen zwischen Katholiken und Protestanten auf alten, leeren Vorurteilen.

### Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Diegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 4. Januar 1909. — Tod eines alten Großmütterchens von 95 Jahren.

Kommt da dieser Tage Joseph, ein braver Junge von etwa 35 Jahren, zur Missionsstation und ersucht mich, sein uraltes Großmütterchen zu besuchen, das drunten am Umzimfalu am Sterben liege.

Wer ist dieser Joseph? Ein braver, durchaus ehrenwerter Bursche, wie schon angedeutet. Er kam von Mariannhill nach Emaus und soll nun in Bourdes an der daselbst neuerrichteten Präparandie zum Lehrer ausgebildet werden. Er ist noch unverheiratet und hat, wie man mir sagte, draußen in der weiten Welt schon vieles durchgemacht. Dabei ist er aber immer gut und brav geblieben und geht oft zu den hl. Sakramenten. Anfangs arbeitete er im Garten, seines Fleißes und seiner Talente wegen hat man ihn jedoch für nötig befunden, Lehrer und Katechet zu werden.

Jetzt war sein altes, schon über 90 Jahre altes Großmütterchen am Sterben, und da lag ihm alles daran, ihr zu einem guten, christlichen Tode zu verhelfen. In früheren Jahren war sie zwar schon von den Wesleyanern getauft worden, jetzt aber wollte sie sich uns, den Ama-Roma und der katholischen Kirche anschließen.

Es war schon um die Mittagsstunde, als Joseph mit seiner Meldung hier in Emaus ankam. Der Weg zur Hütte seiner Großmutter, tief unten am Umzimfalu, in der Nähe der Katalgrenze, ist ziemlich weit. Ich sagte dem Jungen, er möge vorausreiten und uns anmelden, fattelte sodann mein Pferd und machte mich in Begleitung des P. Marzellin (3. St. Diakon) auf den Weg.

Beim Kraale angekommen, hörten wir, ein kath. Krankenbesucher habe, da man zweifelte, ob wir rechtzeitig kommen würden, die alte Großmutter schon gerufen. Was nun? An dem wahren Totengeruch, den die Kranke bereits ausatmete, erkannten wir, daß ihr Ende unmittelbar bevorstehe. Vor allem mußten wir uns davon überzeugen, ob der erwähnte schwarze Katholik den Taufakt richtig vollzogen habe. Nach langem Warten kam der Mann und erstattete Bericht. Er hatte seine Sache ganz korrekt gemacht, sodaß ich also bloß noch die Taufzeremonien nachzuholen hatte. Das uralte Mütterchen selbst war noch imstande, auf alle Fragen hinreichende Antwort zu geben, sie schwor dem Protestantismus ab, beichtete, erhielt die Absolution, die letzte Delung und die hl. Firmung.\*) Getroßt sah sie nun ihrer Auflösung entgegen. Am glücklichsten aber war ihr Enkel Joseph, auch erzählte er uns später, mit welcher Verwunderung die Protestanten Zeugen der schönen kirchlichen Zeremonien gewesen und wie sie den Umständen so gerührt hätten wegen der schönen Ermahnungen, die er seiner sterbenden Großmutter gegeben.

\*) Anm. Seit kurzer Zeit haben unsere Missionare auch die Vollmacht, gewissen Kranken dieses Sakrament zu spenden.

Es war schon spät am Abend, als wir den Rückweg antraten. Wir wählten zwar die Fahrstraße, ob schon wir dabei einen bedeutenden Umweg zu machen hatten, kamen aber doch in nicht geringe Verlegenheit, denn es wurde bald so stockfinster, daß wir absolut nichts mehr von einem Wege erkennen konnten. Wir ließen einfach den Pferden die Zügel und ließen uns tragen, wohin sie eben gingen. Zu allem Unglück hatten die letzten Regengüsse starke Furchen in die Straße gerissen, sodaß wir mehrmals auf Abwege kamen. Wenn ich gar keine Spur mehr finden konnte, stieg ich ab, doch wäre mir dabei auf ein Haar ein großes Unglück passiert. Ich stieg nämlich eine Anhöhe hinauf und erst, als ich das Pferd nachziehen wollte, bemerkte ich, daß ich vor einem tiefen Abgrund stand. Heute noch danke ich meinem hl. Schutzengel, daß er mich vor dem Absturz bewahrte. Schließlich kamen wir mit Gotteshilfe doch wieder auf den rechten Weg; doch wie es schon eine Stunde nach Mitternacht, als wir endlich in hohem Grade erschöpft, wieder in Emaus anlangten.

Noch in derselben Nacht starb das alte Großmütterlein. Joseph brachte die Leiche am folgenden Tag nach Emaus, wo wir sie kirchlich bestatteten. Der gute Junge wurde nicht müde, uns zu danken, daß wir der Verbliebenen kurz vor ihrem Hinscheiden noch so viele und so große Gnaden vermittelt hatten.

5. Februar 1909. — Hagelschlag. — Vorigen Sonntag ging über Bourdes ein schweres Hagelwetter nieder. Mit Schrecken sahen wir hier in Emaus, das schwarze, drohende Gewölk heranziehen, doch fielen nur einzelne Hagelgeschossen. Der wolkenbruchartige Regenschauer aber, der in der Dauer einer guten halben Stunde niederging, setzte für kurze Zeit die ganze Station unter Wasser; und von den nahen Bergen stürzten förmliche Stiepbäche nieder, die sich unten im Tale zu einem reißenden Fluße vereinigten und alles mitnahmen, was ihnen im Wege lag.

Als der Regen etwas nachließ, schickte Bruder Leo, unser damaliger Schaffner, einen schwarzen Arbeiter in die weiter entlegenen Felder, um nachzusehen, welchen Schaden wohl das Wetter angerichtet habe. Die Kunde, die er zurückbrachte, lautete verhältnismäßig günstig. Nur die am weitesten entfernten Acker seien vom Hagel getroffen worden; der Mais habe etwas gelitten, denn seine Blätter seien zerrissen, ebenso die großen Blätter der Kürbispflanzen. Die Kaffern sagten gewöhnlich, daß ein mäßiger Hagelschlag den Maispflanzen nicht schade, wenn er auch seine Blätter zerreiße, im Gegenteil, die Kolben würden dann nur um so größer. Doch das trifft nur in den seltensten Fällen zu; ist das Innere der aufspießenden Maispflanze verletzt, so stirbt sie entweder ab, oder bleibt wenigstens in ihrem Wachstum sehr zurück.

Immerhin mußten wir hier, in Emaus, Gott danken, daß wir noch mit dem bloßen Schrecken davonkommen; schlimmer dagegen sah es im benachbarten Bourdes aus. Alle Leute, die von dort herkamen, jammerten, daß der Hagel die ganze Ernte total vernichtet habe. Am folgenden Tage machte ich mich selbst auf den Weg, nachzusehen, was denn Wahres an der Sache sei.

In der Nähe von Emaus, im Christendorfe „Sion“ fand ich die Felder noch in schönster Ordnung; der üppig aufspießende Mais stand in seiner vollen Frische und durchaus unversehrt da; doch je weiter ich gegen Bourdes zurück, desto deutlicher traten die Spuren des Ha-

gelwetter's zutage. Sogar das hohe Gras hatte gelitten und war zum Teil in den Boden geschlagen worden; die Straße war von tiefen Furchen und Gräben, die das Regenwasser aufgewühlt hatte, zerrissen, mäterlange Regenwürmer lagen am Weg, und mein an sich etwas scheuer Gaul benahm sich sehr unruhig, und stampfte wegen der zahlreichen Fliegen, die ihn belästigten, derart mit den Hinterbeinen, daß ich öfters absteigen mußte.

Bei Dumija, der zu Lourdes gehörenden Tagesschule, beginnen unsere Felder. Doch in welchem Zustande fand ich nun die vor ein paar Tagen noch so üppigen, hoffnungsvollen Maisäcker! Die Frucht war total zerfetzt und bis auf die nackten Stengel in den Boden geschlagen. Und so sah es auf der ganzen Strecke aus, durch die ich nun ritt. Als ich mich der Missionsstation Lourdes selbst näherte, begann ich wieder zu hoffen, denn die Jahrscake hatte weniger vom Regen gelitten, doch meine Hoffnung erwies sich als eitel. Das Unwetter hatte hier mit derselben elementaren Gewalt gewütet, wie in Dumija. Das sah ich schon an den Waldanlagen, durch die ich nun ritt. Nicht nur zahllose Blätter, sondern ganze Zweige u. Äste lagen zerfetzt und zerfchlagen am Boden. Ähnlich sah es auf der Missionsstation aus. Sämtliche Baumanlagen waren verwüstet, in den Gärten lag das beinahe reife Obst heruntergerissen und arg beschädigt unter den Bäumen; desgleichen waren die Bohnen, auf welche man sich allgemein gestreut hatte — der Schaffner rechnete auf eine Ernte von 50 Sack — total zugrunde gerichtet, und von den Kürbissen, welche die Kaffern ebenfalls ungemein gern essen, waren große Stücke herausgeschlagen; der Rest begann zu faulen. Nicht minder schlimm sah es im Weinberg und Gemüsegarten aus, und vor jedem Gebäude lagen Glasscherben, denn der Hagel hatte wohl hundert Fensterscheiben und darüber eingeschlagen.

So ein Hagelschlag ist immer eine schwere Heimtückung für unsere Mission, denn eine Station wie Lourdes soll mit ihren Ernte-Vorräten nicht nur die eigenen vielen Schulkinder erhalten, sondern es soll auch noch etwas übrig bleiben für andere kleinere, oder viel ärmere Missionsstationen. Leider ist Hagelschlag in Südafrika durchaus nichts seltenes, Lourdes Reichenau, M. Ratschig, Ezenstochau und andere Stationen haben schon oft und schwer darunter zu leiden gehabt, und mehr als einmal haben wir innerhalb einer Viertelstunde die Arbeit und Hoffnung eines ganzen Jahres verloren. Doch, wie Gott will; Klagen hilft da nichts, wohl aber Gottvertrauen und fleißiges Weiterarbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

### Spielkästchen.

(Siehe Bild Seite 37.)

Welch' reizendes Spielzeug haben doch plötzlich die zwei Schwestern bekommen. Vier reizende, seidenweiche Kästchen! So klein und so niedlich sind sie, und versuchen mit ihren scharfen Krallen schon überall hin zu klettern. Welchen Spaß gibt's, daß die eine gar auf die Schulter krabbeln will. — Doch nach ein paar Versuchen wird sie's wohl aufgeben, denn immer fällt sie wieder in die offene Hand des Mädchens zurück. Sind die zwei doch selbst noch ein paar Spielkästchen, ein paar kleine, die in ihrem Frohsinn an allem Genüge finden.

### Unsere Missionsstation Loteni.

Von Br. Johannes Hauptmann, O. M. M.

Im Auftrage meiner verehrten Ordensoberen sollte ich im Nordwesten Natal's, eine Tagreise von unserer Missionsstation Clairvaux entfernt, eine Neugründung anfangen. Schon um 2 Uhr Morgens machte ich mich im Mutterhause Mariannahill zum Aufbruch bereit. Der Bruder Gastwart sorgte für etwas Proviant, denn für einen Ordensbruder gibt's hierzulande kein Hotel, und die Reisetour, die ich vorhatte, war ziemlich lang.

Eine Stunde später bestieg ich in Pinetown die Bahn, die ich, zuerst die Transvaal, dann die Cap-Linie benützend, bis zu der 4584 engl. Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Bahnstation Glands Kop in Anspruch nahm, wo ich gegen 12 Uhr mittags anlangte. Bis hierher war mir der Weg bekannt; nun aber begann für mich eine ganz fremde Tour, obgleich ich im Laufe der letzten Jahrzehnte sowohl in Natal wie im benachbarten Oritqualand schon viel umeinander gewandert war. Da man in Clairvaux von meiner Ankunft nichts wußte und man mir daher auch kein Pferd hatte entgegen-schicken können, benutzte ich den mit 6 Maultieren bespannten Postkarren. Die Straße, die kaum einem europäischen Feldwege gleich, ließ viel zu wünschen übrig; dazu ging es beständig in unglaublichen Steigungen bergauf und bergab, über Stock und Stein, durch Löcher und Pfützen, durch Bäche und vom Regen tief aufgerissene Rinniale.

Trotz alledem ging es flott voran. Gegen 1 1/2 Uhr war ich schon in Impendhle, einem kleinen englischen Flecken mit einem Magistratsize und einem Gefängnisse für schwarze Sträflinge. Gefängniswärter und Postmeister zugleich ist ein Deutscher, namens Grassmann, was ich aber erst später erfuhr. Er wohnt sehr einsam hier, denn außer dem Magistrat, und einem Storekeeper wohnt meines Wissens kein Weißer daselbst.

Jetzt ging es per pedes apostolorum Clairvaux zu. Ich frage nach dem Weg, nach der Entfernung. „Da steil den Impendhleberg hinauf“, hieß es, „wenn Sie gut gehen, können Sie in zwei Stunden dort sein.“ Mit dem Marschieren geht's bei mir aber jetzt, nach dem ich schon über 50 Jahre auf dem Rücken habe, nicht mehr so gut, wie in früheren Jahren. Somit mußte ich schon mit drei Stunden rechnen. Diesseits des Berges brannte die afrikanische Sonne so erbarmungslos nieder, daß mir bald der Schweiß aus allen Poren brach, auf der Höhe aber wehte ein ziemlich kalter Wind und der hielt an, bis ich kurz vor sechs Uhr abends in Clairvaux ankam.

Clairvaux ist sozusagen die Hauptstation von Loteni, meinem eigentlichen Bestimmungsorte. Von hier aus wurde auch die Mission in Loteni begonnen. Leider war die Entfernung so weit, daß der P. Missionär kaum einmal im Monat dorthin kommen konnte, um den ringsum zusammen eilenden Christen und Katechumenen das Wort Gottes zu verkünden, Gottesdienst zu halten und einzeln, die schon die nötige Reise besaßen, die hl. Sakramente zu spenden. Sonst war wohl noch ein schwarzer Katechet da, allein er war unter den obwaltenden Umständen allzusehr sich selbst überlassen. Daher der allseitige Ruf nach einem eigenen Priester und Missionär. Letzterem nun, welcher der kaffrischen Sprache noch nicht mächtig war, sollte ich vorläufig in Loteni die Wege bereiten helfen und auch später als Katechet zu Diensten stehen.